

Variationen

## NIEMALS UND AUCH DANN NICHT



### Innocentia Park

Margareta zog die Gardine auf und setzte sich aufs Fensterbrett, das war ihr Lieblingsplatz. Von dort aus konnte sie über den Vorgarten auf die Straße sehen, und jenseits der Straße lag der Park. Es war nur ein kleiner Park, die Straße lief rings um ihn herum im Kreisverkehr, aber dieser Kreis hatte keinen eigenen Namen wie der ‚Klosterstern‘, sondern er hieß immer bis zur nächsten Einmündung wie die Straße, die sich dem Kreis als letzte angeschlossen hatte. Drei Straßen mündeten auf den Park, und auf seiner anderen Seite gingen sie weiter; die Straßen umspülten den Park wie einen großen Stein, der im Bach liegt. Ihr Straßenabschnitt hieß Innocentia-Straße, und das war schön, denn der Park hieß auch Innocentia. „Was ist Innocentia?“, hatte Margareta ihre Großmutter gefragt.

„Das ist ein Name“, hatte die Großmutter geantwortet, aber Kai hatte gesagt:

„Das ist die Unschuld auf Lateinisch.“

„Und was ist Unschuld?“, hatte Margareta gefragt, weil sie gehofft hatte, das Wort würde sich auf sie beziehen: ‚unschuldig wie die Kinder‘, damit musste doch auch sie gemeint sein.

„Das ist, wenn man nichts Böses gemacht hat“, erklärte die Großmutter rasch. Kai hatte gegrinst, aber nichts gesagt. Irgendetwas stimmte nicht mit diesem Begriff. Es gab einen Spielplatz in dem kleinen Park und eine öffentliche Toilette. Auf dem Spielplatz hatte ein Mädchen aus der Nachbarschaft mutwillig Claras Augen eingedrückt, weil Margareta sie bei einem Streit ‚Brillenschlange‘ genannt hatte. Und vor der Toilette hatte ein Mann mal vor ihr seinen Piller aus der Hose gezogen: Puppen kaputt machen und Piller zeigen waren zweifelsfrei Handlungen, die nicht in einen Park gehörten, der nach der Unschuld benannt war. Aber jetzt war niemand dort.

Still und weiß lag der Park auf der anderen Seite der weißen Straße, die Zweige waren weiß, auf den Laternen lagen weiße Hauben, und doch war der Himmel schwarz. Es war fast nicht zu glauben, dass dies die ‚richtige‘ Welt sein sollte, auf die sie aus ihrem Fenster hinabsah, und nicht die, in der sie schön war und fliegen konnte. Sie sprang vom Fensterbrett und stellte sich vor den Spiegel. Doch, es war die richtige Welt.

Margareta wurde müde. Sie legte sich zurück ins Bett und schlief sofort ein.

„Margareta, wach auf! Der Nikolaus war da!“, sagte Hedwig, das Dienstmädchen.

In Margaretas Stiefeln lagen Marzipanfrüchte und Schokoladennüsse in Goldpapier. Pech! Nun würde es ein ganzes Jahr dauern, bis Margareta wieder versuchen konnte, die Wahrheit über den Nikolaus herauszufinden. Oder es würde sich zwischendurch schon eine Gelegenheit ergeben, unerwartet Gewissheit zu bekommen. Etwas wie der Innocentia-Park, bei dem hinter keiner Biegung eine Überraschung wartet, sondern nur ein neuer Name:

„Oberstraße“ – das musste irgendwie mit Kellnern zusammenhängen. „Brahmsallee“ – die war nach dem Mann benannt, der das Lied geschrieben hatte, das Großmama ihr manchmal abends am Bett vorsang, und Innocentia-Straße, das war die Straße der Unschuld, die das Böse fernhielt.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld“, das war ein merkwürdiger Ausdruck. Ob Unschuld flüssig war? Margareta legte das Stück Seife auf den Waschtisch zurück und schäumte sich die Achselhöhlen und den Unterleib ein. „Die prekären Stellen“ nannte Großmama das. Dann nahm Margareta den Schwamm, machte ihn nass, spülte den Schaum von den prekären Stellen und trocknete sich ab. Sie putzte sich die Zähne, ohne ganz sicher zu sein, ob das auch eine prekäre Stelle war, wahrscheinlich nicht, denn die Zähne trocknete man ja nicht ab, hinterher. Eigentlich wäre es netter gewesen, der Nikolaus hätte ihr etwas erzählt, als ihr Marzipan in den Schuh zu stecken. Nur: um mit ihr sprechen zu können, müsste es ihn erst mal geben. Papi hat die Schuhe gefüllt.

Oder Mammi. Oder sie haben Hedwig die Süßigkeiten am Abend gegeben und zu ihr gesagt: „Machen Sie das morgen früh, bevor sie Margareta wecken, dann brauchen wir nicht extra aufzustehen.“

Es gab den Nikolaus genauso wenig wie den Osterhasen und den Weihnachtsmann. Und Innocentia gab es wahrscheinlich auch nicht.

Margareta war den Tränen nahe. Sie starrte auf die drei brennenden Kerzen, keine davon hatte sie angezündet. Im letzten Augenblick hatte sie plötzlich wieder Angst bekommen, nicht so sehr vor der Flamme als davor, selber das Feuer zu entfachen. Sie hatte ihren Stuhl so weit wie möglich weggeschoben vom Tisch, weil sie den Gästen bestimmt nicht zu nahe treten wollte. Margaretas Kopf war bis zum Platzen angefüllt mit Ungarn. Das war das Wort, das sie nicht sagen durfte. Sie hatte sich fest vorgenommen, die ganze Zeit über gar nichts zu sagen, nur so konnte sie sicher sein, dass das Wort nicht doch, sobald sie die Lippen öffnete herausfiel.

Kaum hatten sich Janos und seine Familie gesetzt und alle Tee erhalten, da fragte Janos Bruder: „Was sagen Sie denn zu Ungarn?“

Margareta bekam einen Riesenschrecken. Sie war so vorsichtig gewesen, und nun war das Wort einfach gewandert und Bela aus dem Mund gerutscht. „Sie wissen ja, unser Nachname auszusprechen ist so kompliziert, nennen Sie mich Bela“, hatte er zur Begrüßung gesagt. Einen Augenblick lang war das Wort Fraternisieren durch Margaretas Kopf geschossen, dann hatte sie wieder Ungarn gedacht.

„Eine Tragödie“, sagte ihre Großmutter.

„Schrecklich“, sagte ihre Mutter. Und auch Margareta war bestürzt, dass das

furchtbare Wort nun im Raum stand. Bestimmt würde gleich jemand ‚Sibirien‘ sagen.

„Wenn wir nicht geflüchtet wären, nu, wären wir vielleicht schon in Sibirien jetzt.“

Na, bitte. Margareta trank hastig einen Schluck Kakao und verbrannte sich die Zunge.

„Wir haben in der Gemeinde gesammelt“, sagte die alte Frau Leseberg, „und wir schicken Pakete nach Ungarn. Wir tun, was wir können.“

Nun hatte auch die Großmutter das Wort ausgesprochen, und niemand hatte sich daran gestört.

„Ungarn“, sagte Margareta. Alle starrten sie an. Das war schlimmer als Streichhölzer anzuzünden. Nur Kai sah in die entgegengesetzte Richtung, da saß Eva, Belas Tochter. Sie war so schön, wie Margareta niemals sein würde, nicht einmal nach der Operation. Sie hatte üppiges schwarzes Haar, und in ihrer weißen Bluse wölbte sich ein Busen, wie Margareta ihn schon deshalb nicht bekommen würde, weil auch ihre Mutter und ihre Großmutter nichts dergleichen unter ihren Kleidern aufzuweisen hatten. Kai, ihr Vater und ihr Großvater hatten auch keine Brüste, aber dafür hatten sie jeder einen Piller, den würde Margareta erst recht nicht bekommen. Doch vielleicht war das auch gar nicht so schlimm, denn diese Körperteile blieben sowieso immer versteckt: die prekären Stellen.

„Ungarn ist das Land, aus dem wir kommen.“

„Und was ist Sibirien?“, fragte Margareta.

„Nach Sibirien bringen die Russen Menschen, die ihnen nicht passen“, sagte Bela, „da ist fast immer Eis und Schnee.“

Belas Stimme hatte einen merkwürdigen Tonfall, es klang lustig, wie er die Worte aussprach, nicht so unbeholfen wie bei Margareta. Und Eis und Schnee, das war auch nicht schlimm. Da konnte man Schlittschuh laufen und Schneemänner bauen, wie im Innocentia-Park.

„Trink deinen Kakao, bevor er kalt wird“, sagte die junge Frau Leseberg.

„Werden Sie denn die Stelle am Rundfunk bekommen?“, fragte ihr Mann.

„Es ist noch nicht ganz sicher, aber ich denke, ja. Natürlich nicht als Sprecher, sondern als Redakteur.“

„Da werden Sie sich ja bald eine eigene Wohnung leisten können“, sagte der alte Herr Leseberg.

„Die beiden Zimmer, die wir bei Janos haben, reichen uns erst einmal aus, wenn wir bleiben dürfen. Wir müssen sparen.“

„Natürlich können Sie bleiben, solange es nötig ist“, sagte die alte Frau Leseberg, und die junge Frau Leseberg ärgerte sich, dass ihre Schwiegermutter es nicht ihr überlassen hatte, diesen Satz auszusprechen.

„Nehmen Sie von den Zimtsternen, sie sind selbstgemacht“, sagte sie.

Bela, seine Frau Ilona und ihre Tochter Eva nahmen jeder einen Zimtstern und machten „Hhmm.“

Das war klug, fand Margareta, so brauchten sie nicht zu lügen.

Die drei saßen nebeneinander auf dem Sofa, es erinnerte Margareta an ihre Schulbank, obwohl sie dort nur zu zweit saßen. Janos saß auf einem Stuhl neben seinem Bruder und alle Lesebergs saßen ihnen gegenüber.

„Ja, das wird ein trauriges Weihnachtsfest“, sagte Bela. „So viel zerstörte Hoffnung.“

„Es war doch klar, dass der Russe sich das nicht gefallen lässt“, sagte der alte Herr Leseberg.

„Aber wir haben bis zum Schluss noch geglaubt, dass der Westen eingreifen würde“, sagte Bela.

„Ja, das war eine Schande, dass man hilflos mitansehen musste, wie alles zugrunde ging“, sagte Janos.

„Die Amerikaner und die Russen haben sich auf Jalta die Welt geteilt“, sagte der junge Herr Leseberg, „da spuckt keiner dem anderen in die Suppe. Niemand riskiert einen Atomkrieg.“

„Wenn die Franzosen und die Engländer nicht die Suez-Krise angezettelt hätten, wären die Amerikaner vielleicht doch bereit gewesen, etwas zu tun. Aber so ...“, sagte die alte Frau Leseberg.

„Und die Juden wieder mitten drin“, sagte ihr Mann.

„Die Israelis“, verbesserte die junge Frau Leseberg.

„Und gerade heute haben die Engländer und die Franzosen ihren völligen Rückzug aus Ägypten bekannt gegeben“, sagte der alte Herr Leseberg, „es kam vorhin in den Nachrichten.“

„Die UNO hat vollkommen versagt“, sagte Janos, „das Thema Ungarn hätte in die Vollversammlung gehört und nicht nur in den Sicherheitsrat. Als die Vereinten Nationen am Montag von ihrem Wochenendurlaub zurückkamen, standen die russischen Panzer schon in Budapest.“

„Den russischen Soldaten hat man erzählt, deutsche Faschisten hätten Ungarn angegriffen und sie müssten den Ungarn zu Hilfe kommen“, Bela wurde immer lauter, „einige hielten die Donau für den Suezkanal und glaubten, sie müssten dort gegen den Imperialismus kämpfen, das ist kein Witz!“

„Und Eisenhower wollte auch nur seine Wahl gewinnen und keinen Ärger haben“, sagte der junge Herr Leseberg.

„Politiker sind Gangster“, sagte Bela, „egal, wo. Die Schriftsteller haben die Revo-

lution in Gang gebracht, ihre Erklärung hat die Studenten mobilisiert. Das Wort lässt sich nicht so leicht in alle Richtungen auslegen wie die Musik oder die Malerei, das finde ich das Gute an der Sprache.“

„Das Wort lässt sich verdrehen wie alles andere auch“, sagte Janos. „Anna Seghers, diese alte Hexe, hat der neuen Ungarischen Marionetten-Regierung zur Niederschlagung der Konterrevolution gratuliert. Ich unterrichte Deutsch und Geschichte, Anna Seghers werde ich niemals durchnehmen.“

Margareta fragte sich, was Janos Schülern da wohl erspart bliebe, sie mochte auch keine Hexen, nicht mal im Märchen.

Herr Leseberg senior seufzte: „Ja, es ist ein Drama, kein Zweifel“, sagte er, „aber man muss realistisch sein.“

„Nein, man muss idealistisch sein“, sagte Janos heftig, „der Realismus hat uns genau dahin gebracht, wo wir jetzt sind.“

„Und einen Teil ihrer Landsleute nach Sibirien“, sagte der alte Herr Leseberg unbeirrt.

„Wer weiß, was aus Imre Nagy geworden ist“, sagte Ilona. „Kádár hatte ihm die Freiheit zugesichert. Und dann wurde er von Russen abtransportiert. Ich glaube nicht, dass wir ihn nochmal lebendig sehen werden.“

„Die ganze Situation stört mein Rechtsempfinden ganz erheblich“, sagte der junge Herr Leseberg, „aber, wie Sie schon sagen: der einzelne ist machtlos in solch einem System.“

„Das Problem ist nur, verzeihen Sie, Sie fühlen sich in Ihrem Rechtsempfinden gestört, wir haben unsere Heimat verloren. Und unseren Glauben.“

„Bela!“, sagte Ilona. „Entschuldigen Sie ihn. Er ist sehr getroffen, sagt man getroffen? Oder betroffen?“

„Sie sind katholisch, nehme ich an?“, sagte Herr Leseberg senior.

„Ich bin Kommunist“, sagte Bela.

Es entstand ein so angestregtes Schweigen im Raum, dass Margareta fragte: „Soll ich etwas am Klavier spielen?“

„Später, Engelein“, sagte die junge Frau Leseberg.

„Das müssen Sie uns erklären“, sagte ihr Mann.

„Ja, wir sind katholisch getauft“, sagte Ilona. „Aber nach dem Krieg haben wir an den Sozialismus geglaubt, das war die neue Ordnung für uns.“

„Für mich nicht“, sagte Janos, „ich war das schwarze Schaf in einer roten Familie. Als die Kommunisten über die Volksfront an die Macht gekommen waren, durfte ich nicht weiterstudieren. Darum bin ich nach

Deutschland gekommen und hier Lehrer geworden.“

„So haben die Kommunisten es doch überall getrieben“, sagte der junge Herr Leseberg. „Erst die Volksfront, dann die anderen Parteien mundtot gemacht und dann die Diktatur des Proletariats, oder was sie darunter verstanden. So war es in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rumänien, sogar in der Ostzone. Und wenn Adenauer nicht so konsequent wäre, wer weiß, was wir hier hätten. Niemals hat eine kommunistische Partei die Mehrheit im Volk gehabt.“

„Die Nazis auch nicht“, sagte Bela.

Obwohl nach diesem Satz wieder eine böse Pause entstand, wollte sich Margareta nicht noch einmal verträsten lassen, zumal ihr einiges daran lag, nicht Klavierspielen zu müssen, weil sie sich dabei immer vorkam, als zeige sie ihre allerprekärste Stelle.

„Ach, wissen Sie“, sagte die alte Frau Leseberg, „ich fand die Nazis immer furchtbar: vulgär und barbarisch. Aber den Menschen ist es unter den Nazis bestimmt besser gegangen als unter den Kommunisten.“

„Sie müssen sich das so vorstellen“, sagte ihr Mann, „Weimar hatte versagt, Hitler brachte Arbeit und Anerkennung. Man war gedemütigt worden, und man konnte wieder stolz sein.“

„Und die Juden?“, fragte Bela.

„Ach, das war ein furchtbarer Fehler. Ich war Anwalt, ich hatte so viele jüdische Kollegen. Aber – ich weiß, das darf man heute nicht mehr sagen – die Juden haben ständig das Maul aufgerissen und die Nazis runter gemacht, zu Recht natürlich, zu Recht, aber sie durften sich auch nicht wundern, dass es anders lang ging, als die Nazis dann an der Macht waren.“

„Meinen Sie mit anders lang Auschwitz?“, fragte Bela.

„Ich sagte ja schon, das war ein Fehler. Ich war nie für die Nazis, aber man muss das aus der Zeit heraus sehen, das will heute niemand mehr verstehen. Die Wahrheit wurde damals unterdrückt, und jetzt wird sie wieder unterdrückt.“

„Also, ich war 1933 einundzwanzig“, sagte sein Sohn. „Ich durfte zum ersten Mal wählen, und ich habe NSDAP gewählt. Ich habe geglaubt, dass diese Partei endlich wieder Ordnung schaffen würde in Deutschland.“

„Die Ungarn waren im Krieg ja unsere Verbündeten“, sagte sein Vater.

„Sehen Sie“, sagte Bela, „und ich habe geglaubt, dass die Kommunisten wieder Ordnung schaffen würden in Ungarn.“

„Ich habe den Nazis nicht lange geglaubt“, sagte der junge Herr Leseberg. „Schon der Röhm-Putsch hat mir die Augen geöffnet. Wer so mit seinen Kameraden umspringt, der ist nicht honorig. Aber zu dieser Zeit waren ja alle Schaltstellen schon besetzt. Da war es zu spät. Da herrschte bereits Blockwart-Mentalität, selbst 44, der zwanzigste Juli, als alles längst verloren war, ist der Aufstand gescheitert.“



„Möchte noch jemand Tee?“, fragte die junge Frau Leseberg. Nacheinander hielten alle ihre Tassen hin wie zur Schulspeisung. Margaretas Kakao hatte eine Haut bekommen, vor der sich Margareta ekelte, aber da niemand sie beachtete, war es kein Problem, diese Haut mit dem Zeigefinger abzuheben und in der Papierserviette mit Tannenzweigaufdruck verschwinden zu lassen.

„Wissen Sie“, fuhr der junge Herr Leseberg erregt fort, „ich war gleich einer der ersten, der in den Krieg musste. Ich fand diesen Krieg Wahnsinn. Ich hatte schon Prag Wahnsinn gefunden. Aber sollte ich mich erschießen lassen? Ich wurde Soldat. Mein Bruder ist gefallen. Ich sah zu, dass ich Karriere machte. Als Hauptmann brauchte ich nicht mehr an die forderste Front. 43 kam ich in britische Gefangenschaft, das war kein Zuckerschlecken, aber der Krieg war für mich zu Ende. Es gibt Situationen, da hat man keine Wahl. Da muss man die Augen zukneifen und durch. Und hoffen, dass man auf der anderen Seite wieder heil rauskommt. Ich hatte Glück. Und heute bin ich froh, einem Rechtssystem dienen zu können, an das ich glaube.“

„Und ich habe an unser System geglaubt“, sagte Bela. „Als Laszlo Rajk nach einem Schauprozess hingerichtet wurde, das war für mich, was für Sie der Röhm-Putsch war. ‚Die Revolution isst ihre Kinder‘, so sagt man doch? Ich hatte keine Illusionen mehr, aber ich hatte Arbeit, eine Frau und eine Tochter. Es musste eben weitergehen, irgendwie. Und dann, nicht plötzlich, sondern allmählich, regte sich etwas: Widerstand. Zunächst mal muss man seine Zweifel ja nicht vor den Genossen verstecken, sondern vor sich selbst. Das ist das Schlimmere, aber es härtet ab. Sie sind evangelisch, ich bin katholisch erzogen. Christus sagt, dass alle Menschen gleich sind. Das sagt Marx auch. Aber beide haben die Ungleichheit nicht abschaffen können.“

„Aber Sie wollen doch jetzt nicht Christus mit Marx vergleichen?“, fragte die alte Frau Leseberg entrüstet.

„Ich spreche von Ideen, Madame, nicht von Menschen“, sagte Bela. „Menschen können scheitern, Ideen nicht. Sie können höchstens undurchführbar sein.“

„Christus war nicht einfach ein Mensch“, sagte die alte Frau Leseberg.

„Er war der ‚Menschensohn‘“, sagte Janos.

Die alte Frau Leseberg nahm einen Schluck Tee, die junge Frau Leseberg auch.

„Na ja“, sagte der junge Herr Leseberg, „wir werden die Welt doch nicht ändern, wir müssen nur zusehen, dass die Regeln beachtet werden.“

„Ich habe geglaubt, dass man den Sozialismus verändern kann“, sagte Bela, „und ohne den Einmarsch der Russen wäre es auch möglich gewesen. Janos Kádár war der Verräter. Erst hat er zusammen mit Imre Nagy die demokratische Regierung gebildet, und dann ist er übergelaufen und hat mit den Sowjets zusammen unsere Revolution niedergeschlagen. Uns nannte er plötzlich Konterrevolutionäre, dabei war er es, der die Konterrevolution gemacht hat. Ohne diesen Verräter hätten die russischen Panzer nicht kommen können mit ihrer brüderlichen Hilfe. Sie hätten vor der UNO, vor der ganzen Welt als Aggressoren dagestanden. Kádárs Verrat ist schuld, dass Millionen Menschen ihren Glauben verloren haben. Ich auch.“

„Die Russen hätten die Ungarn niemals ziehen lassen“, sagte Herr Leseberg senior, „und die Amerikaner waren an ihre Zusage von Jalta gebunden. Genau das ist die Bedeutung des Eisernen Vorhangs. Man muss naiv sein, das nicht zu sehen.“

„Ich bin gerne naiv, wenn das heißt: ich glaube an etwas“, sagte Bela.

Naiv, dachte Margareta, ob ich mir das auch noch werde merken können? Es ist der Band vor sarkastisch.

„Kádár würde es natürlich ganz anders darstellen“, sagte der junge Herr Leseberg, „er würde behaupten, Imre Nagy sei ein gefährlicher Aufwiegler und Phantast, und Kádár habe versucht zu retten, was zu retten ist, um wenigstens das Machbare zu erreichen. Und vielleicht hat er sogar recht.“

„Ja, vielleicht hat er recht“, sagte Janos. „Genau deshalb bin ich seit fünf Jahren in Westdeutschland.“ „Und wir waren die Idioten“, sagte Bela. Ilona legte ihre Hand auf seine. Kai starrte auf Eva.

„Wissen Sie“, sagte Bela, „wir reden hier bei Tee und Zimtsternen, aber ich habe im Radio gehört, wie Rakosi die friedlichen Demonstranten als faschistische Banden beschimpft hat, ich habe gesehen, wie die Milizen übergelaufen sind, wie die Stalin-Statue kippte, wie Barrikaden gegen Panzer gebaut wurden und wie schließlich alles zusammenbrach, weil niemand uns helfen wollte. Da war eine Idee nicht bloß mit dem Mund erklärt worden, sondern mit den Händen verteidigt.“ Bela hob seine Hände mit auseinandergespreizten Fingern und machte beschwörende Bewegungen in das Dämmer. „Nach Ungarn hat der Kommunismus seine Unschuld verloren.“

Margareta kippte ihre Tasse um, Kakao floss auf die Untertasse und auf den Mahagonitisch.

„Margareta!“, sagte ihre Großmutter, und das Schreckliche daran war, dass es nicht vorwurfsvoll klang, sondern so, als habe sie nichts anderes erwartet.

„Nicht so schlimm“, sagte die junge Frau Leseberg und wischte den Tisch mit ihrer Papierserviette trocken.

„Mein Gott!“, rief Janos aus, „wie unschuldig war denn der Kommunismus noch nach Stalin?“

„Schon Lenin hat die Zarenfamilie ermorden lassen, das war ein ganz gemeines Verbrechen“, sagte die alte Frau Leseberg.

Bela schien die anderen gar nicht zu hören, er sah auch niemanden an, sondern war wie in einer anderen Welt: „Stellen Sie sich vor, unsere Geheimpolizei, die AVO, hat Freunde von mir und mich tagelang ohne Schlaf und Essen in einem Loch eingesperrt gehalten. Dann haben sie gesagt: Wir werden deine Frau und deine Kinder verhaften und vor deinen Augen foltern. Als dann die Revolution kam, da ist es einigen von ihnen übel ergangen, manche wurden von der Menge regelrecht totgetrampelt.“

„Das hat ja nicht mal die SA mit den Juden gemacht“, sagte der alte Herr Lese-



berg.

„Bitte“, sagte die junge Frau Leseberg und sah besorgt auf Margareta, „die Kinder ...“

„Oh, natürlich“, Bela kam erschrocken zurück in die richtige Welt, „entschuldigen Sie. Das hätte ich nicht sagen dürfen. Ich bin schon still.“ Er wandte sich an Margareta: „Wie alt bist du denn?“

Es war nett von ihm, sie anzusprechen. So brauchte sie nicht still und verlegen dazusitzen, sondern konnte antworten: „Zehn.“

„Zehn! Dann gehst du ja schon lange zur Schule. Macht dir die Schule Spaß?“

„Manchmal“, sagte Margareta, „wenn ich meine Lieblingsfächer habe.“

„Was sind denn deine Lieblingsfächer?“, fragte Bela.

„Vor allem Rechnen“, sagte Kai.

Margareta warf ihm einen zornigen Blick zu.

„Kai!“, sagte die junge Frau Leseberg und zu Bela gewandt: „Sie hat Probleme mit der Bruchrechnung.“

„Oh, Mathematik ist Evas bestes Fach“, sagte Bela. „Sie könnte Margareta Nachhilfeunterricht geben.“

Nicht wahr, Eva?“

Eva schien völlig überrascht.

„Ach, das ist nicht nötig“, sagte die junge Frau Leseberg, „ich muss mich nur wieder etwas mehr um Margareta kümmern. Es war in letzter Zeit so viel in der Gemeinde zu tun – gerade wegen Ungarn, aber das kriegen wir schon noch hin. Kai könnte das auch, aber er hat natürlich keine Lust.“

Kai sagte nichts, er sah nur auf Eva.

„Aber Sie haben so viel Wichtigeres zu tun“, sagte Bela eifrig, „und Eva verdient sich gerne ein paar Mark dazu. Eva!“ Er sah sie ungeduldig an.

Eva sah auf Kai und auf Margareta und auf die junge Frau Leseberg, und sie sagte: „Ja, das mache ich gerne. Aber ich will kein Geld.“

„Das kommt gar nicht in Frage“, sagte der junge Herr Leseberg, „wir sind hier im Westen. Wenn du etwas leistest, dann wirst du auch dafür bezahlt.“

## Regen in der Wüste

Sie lag im Bett und las in dem Porno-Heft, das sie gestern gekauft hatte. Sie hatte ein verschwörerisches Lächeln versucht, als bereite sie einen derben Scherz unter Freunden vor. Aber der Verkäufer hatte mit unbewegter Miene das Geld kassiert, wie am Fahrkartenschalter.

Sie stellte befriedigt fest, dass sie die Lektüre ekelerregend und geschmacklos fand. Das schmeichelte ihrer Erwartung, und das wiederum gefiel ihr. Auch wenn es ihr nicht gefiel, dass es ihr gefiel.

Sie ließ das Heft fallen. Die paar Kostproben hatten ihr gereicht. Die Hand von hinten durchschieben und die Schamlippen kitzeln, sie konnte sich nicht erinnern, dass Robert das je gemacht hätte. Dabei ist das doch die natürlichste Sache von der Welt. Allerdings habe ich ja auch nie auf dem Bauch gelegen, wenn wir – Es wäre doch richtiger gewesen, ins Theater zu gehen. Adelheid saß jetzt sicher neben ihrer Mutter, die unaufhörlich ihr Gebiss knirschend im Mund hin- und herschieben würde. Sie war einmal mit Adelheids Mutter im Konzert gewesen und hatte sich die ganze Zeit über vor den leisen Stellen gefürchtet, wenn das Geräusch auch von den anderen Musikliebhabern um sie herum wahrgenommen werden würde. Wenn man erst so alt ist, dass man nicht mehr weiß, was man tut, wird das Leben vielleicht wieder leichter. Das Telefon schlug an. Der Wachhund fletschte die Zähne.

„Hallo“

„Na, hast du schon auf mich gewartet? Heute wollen wir gemeinsam zum Höhepunkt kommen. Du bist doch bereit dafür, nicht?“

Zuerst streichelst du deinen Bauch. Fühl deinen Bauch, taste ihn. Eine kreisende, erregende Bewegung.

Ich spüre, wie es sich mir in der Hose spannt. Jetzt fährst du mit den Fingern an der Innenseite deiner Schenkel entlang. Tu es. Tu es. Ich öffne meinen Reißverschluss und hole ihn langsam heraus. Streich weiter an deinen Schenkeln, ja, das tut gut. Ich packe ihn jetzt ganz fest. Ich fühle, wie er in meiner Hand pocht. Geh mit deinen Fingerspitzen höher, noch höher. Du tastest Flaum, weiches Fleisch. Du merkst, wie deine Spalte feucht wird. Fahr mit einem Finger über die Ritze, ganz behutsam. Ich fühle dasselbe wie du. Ich fühle auch Feuchtigkeit. Ich könnte sogar schon schießen.

Aber ich tu es nicht. Ich spüre nur, wie sich meine Hoden zusammenziehen, wie sie ganz klein und fest werden. Du wippst jetzt leicht auf deinen Backen, du ziehst sie zusammen und löst sie. Ganz leicht, ganz leicht nur. Du hebst dein Becken ein ganz klein bisschen in die Höhe dabei und stützt dich auf dem Rücken ab. Weiter. Weiter. Ja, das tut gut. Jetzt führst du den Mittelfinger an den Mund und machst ihn nass, schön nass. Und nun kreist du mit dem Finger um deine Schamlippen, ganz langsam, ganz, ganz langsam. Stell dir vor, es sei meine Zunge, die deine Schamlippen massiert und leckt, immer heftiger und heftiger. Und jetzt tastet sich meine Zunge weiter, tiefer hinein, tiefer. Das macht dich wild. Du spürst meine Zunge an deinem Kitzler. Du spürst, wie erregt meine Zunge wird, wenn sie deinen Kitzler leckt, und das macht dich so wild, dass du mehr brauchst. Ja, du brauchst jetzt mehr, viel mehr. Und jetzt lasse ich ihn in dich hineingleiten. Deine Scheide

öffnet sich weit und lässt ihn einfahren. Ja, das tut gut. Du bist ganz ausgefüllt von ihm, du presst dich um ihn, du saugst dich fest. Dein Becken zuckt wild vor Erregung. Mein Glied ist hart und warm und wühlt dich durch, gräbt dich um. Deine prallen Brüste recken sich. Gleich kochst du über, du spürst es, du kannst dich nicht mehr beherrschen. Du fällst, du fällst. Und ich stoß zu und stoß zu und stoß zu ... Einen Schrei lang waren sie ganz dicht beieinander. Dann knackte es in der Leitung.

Sie liefen den Deich entlang. Der Wind drückte gegen ihre Rücken. Sausend schob er sie vorwärts und fegte an ihren Gesichtern vorbei. Zu beiden Seiten lag flaches Land. Das zottelige Gras, zu Boden gedrückt in rasender Bewegung. Ein kahles Gestrüpp, ein grauer Streifen Wasser. Darüber Himmel. Viel, viel Himmel. Fahl – wie reglos – ohne Schatten.

Es puste ganz ordentlich, sagte Adelheid. Die nasse Kälte sei scheußlich. Ihre Finger seien klamm und ihre Füße wie abgestorben.

„Magst du nicht mehr? Der Rückweg wird noch schlimmer.“

Sie schiene das Wetter ja fast zu genießen. Dabei täte ihr diese Wanderung bestimmt nicht gut, wo sie gestern doch noch krank gewesen sei.

„Lass uns ruhig noch ein Stück weiter gehen. Ich bin schon wieder ganz in Ordnung.“

Wie sie sich denn ihre Übelkeit überhaupt erklären könne. Seit sie so bewusst lebe, gäbe es doch Krankheit und Schwäche gar nicht mehr für sie. Adelheid lächelte sie vergnügt an.

„Du hast ganz recht. Ich habe es etwas übertrieben. Ich war beim Essen hinter Nährwerten her wie manche Frauen hinter Männern.“ Die hätten ja auch einen gewissen Nährwert.

„Und dabei hab ich gar nicht gemerkt, dass ich die ganze Zeit über eigentlich von Dosennahrung und Konservierungsmitteln gelebt habe, was die geistige Nahrung anbetrifft.“

Was sie denn plötzlich zu dieser Ansicht gebracht habe. Sie interessiere sich doch wirklich wie kaum ein anderer für Politik und Kultur. Gestern sei ein neuer Film von Stanley Kubrick uraufgeführt worden. Die

Vorbesprechungen klangen sehr interessant: ‚Space Odyssee‘. Ein Mann sei in der Unendlichkeit des Weltraums verschollen und erlebe die Gleichheit von Makrokosmos und Mikrokosmos.

Ihr fiel der Satz aus einem Seelsorge-Gespräch ein. „Meinst du, wie wir sind, hängt davon ab, was uns passiert?“

Bis zu einem gewissen Grade sei das wohl so. Aber das Grundmuster bleibe immer gleich. Das sei von Geburt so bestimmt, auch wenn das Gegenteil zu behaupten gerade modern sei.

„Meinst du? Dann gibt es kein Entrinnen?“ Sie hatte sehr leise gesprochen.

Adelheid sagte, sie habe nicht verstanden, der Sturm sei zu laut.

„Glaubst du, dass Menschen von Geburt her verschieden sind? Glaubst du dass – zum Beispiel – Juden anders sind als wir?“

Ob sie dabei an Robert dächte.

„Es ist nur ein Beispiel.“

Irgendwie anders seien sie schon. Als sie noch ein junges Mädchen war, wären eine Reihe von Juden im Bekanntenkreis ihrer Eltern gewesen, später natürlich nicht mehr, schrecklich. Juden seien oft unterhaltsamer als Deutsche, aber auch manchmal etwas destruktiv.

„Als andere Deutsche“, verbesserte sie mechanisch.

Wie sie denn Roberts Familie empfunden habe.

„Langweilig und aufbauend.“

Erst als Adelheid ihr forschend ins Gesicht sah, lächelte sie, als habe sie einen Scherz gemacht.

„Robert kam erst nach Deutschland zurück, als er schon sechszwanzig war. Seine Eltern waren keine gläubigen Juden, sondern konvertiert. Von jüdischer Tradition hat er kaum etwas mitbekommen. Als wir uns kennenlernten, war er gerade vier Wochen hier. Er war meine große Liebe. Meine einzige.“

Adelheid wollte sie nicht unterbrechen, und sie selbst wollte nicht weiterreden, aber sie tat es doch.

„Ein Jahr später haben wir geheiratet. Gegen den passiven Widerstand meiner Eltern. Damals war Robert keine gute Partie. ‚Arm wie eine Synagogenmaus‘, sagte er von sich. Aber dann kam die Währungsreform und die Entschädigung für seine Familie. Das war eine Basis, die sogar meine Eltern beruhigte. Dass Eltern das so wichtig ist! Dabei hätten sie uns im Notfall ohne weiteres unterstützen können. Tja, die finanzielle Grundlage hat gehalten, die Liebe nicht. Wenn Robert selbständig geblieben wäre, wäre das vielleicht besser für unsere Beziehung gewesen. Dabei hatte ich gedacht: die feste Anstellung, das feste Gehalt – jetzt kann uns nichts mehr passieren. Vielleicht wäre ein zweites Kind gut gewesen. Aber Martin war schon mit Kaiserschnitt zur Welt gekommen, und danach war es aus.“

Ihr fiel plötzlich ein, dass Robert im selben Jahr wie sie fünfzig werden würde. Allein alt werden. Er ja nicht.

„Furchtbar. Ich habe Klischees immer gehasst: der fleißige, humorlose Deutsche; der amüsante, zersetzende Jude – und jetzt bin ich selber ein Klischee: die wegen einer Jüngerin verlassene Ehefrau des erfolgreichen Geschäftsmannes. Die sitzengelassenen Schicksale.“

Zwei Möwen gellten. Es klang wie hysterisches Gelächter.

„Einen Juden gleich nach dem Krieg zu heiraten, das war nach all dem Entsetzli-

chen ganz ungewöhnlich, na ja, schon deshalb, weil es kaum noch Juden gab.“

Sie lächelte schwach, Adelheid sah mit angespanntem Gesicht geradeaus, in den Wind und in den Sinn ihrer Worte.

„Jetzt, rückblickend, frage ich mich, ob noch etwas anderes als Liebe mit im Spiel war. Etwas gegen meine Eltern, gegen meine Vergangenheit Gerichtetes: Trotz. Und Naivität. Er war etwas Besonderes, aber vielleicht nur in meiner Phantasie. Ich glaube, ich wäre lieber zum jüdischen Glauben übergetreten, als Protestantin zu werden.“

Juden seien zweifellos etwas Besonderes, sie würden sich ja auch nirgendwo richtig integrieren. Das sei bis zu einem gewissen Grade bewundernswert, aber doch auch gefährlich.

„Ja, vor allem für die Juden selbst. Du hast eben gesagt, die gängige Meinung zur Zeit ist, dass wir nur durch unsere Umwelt geprägt werden und nicht durch unsere Geburt – das glaube ich genauso wenig wie du. Aber wenn Martin aus seinen Studentenkreisen doziert: ‚Das Sein bestimmt das Bewusstsein‘ dann ist da schon was dran.“

Sie sah auf ihre Schuhe. Heute Nachmittag würde sie sie gründlich putzen müssen. „Ich glaube, dass sich im Bewusstsein von uns allen etwas verändern muss. Vielleicht bin ich schon zu alt dafür. Vielleicht auch nicht. Niemand kann etwas dafür, in welcher Haut er steckt. Niemand kann etwas dafür, als was er geboren ist.“

Das stimme schon. Die Mücke können auch nichts dafür, dass sie als Mücke geboren sei, und trotzdem würde man sie erschlagen, wenn sie sich auf die Haut setze.

Sie blieb stehen.

„Du willst aber doch nicht Juden und Mücken miteinander vergleichen?“

„Weißt du eigentlich, was es heißt, in diesem Land Jude zu sein?“

Noch vor einem Jahr haben die Deutschen behauptet, wir seien Parasiten und saugen ihnen das Blut aus dem Leib, und das gab ihnen das Recht, Millionen von uns barbarisch umzubringen.“

„Ich weiß ja. Ich weiß. Ich kann das nicht ungeschehen machen. Nicht alle Deutschen haben das behauptet, und du bist nicht tot. Ich werde dich heiraten. Was willst du noch von mir? Ihr seid doch nicht zurückgekommen, um anzuklagen, sondern um hier zu leben. Mir ist nie etwas Schlimmes passiert, nicht mal im Krieg. Ein Vetter von mir, den ich nie habe leiden können, ist gefallen, und ein paar Wochen lang hatten wir kein Fleisch zu essen. Das war's. Bin ich deshalb schlechter als die Verwundeten und die Toten?“

„Ist das alles, was du dazu zu sagen hast? Manchmal denke ich, du wirst es noch mal schwer haben im Leben, aber ich hoffe, ich irre mich.“

Natürlich wolle sie nicht Juden mit Mücken vergleichen. Sie wolle damit nur ausdrücken, dass man mit seiner Herkunft, mit seinen Anlagen zu leben und zu leiden

habe, ob man dafür können oder nicht. Das, was unter bestimmten Umständen nutze, könne einem unter anderen Umständen zum Verhängnis werden. Ein General, vor dem alle stramm stünden, sei in einer anderen Umgebung vielleicht ein armes Würstchen. In Harlem Weißer zu sein, könne nachts gefährlicher sein als in Südafrika Weißer. Blasse Haut könne als Schönheitsideal und zehn Jahre später als Schönheitsfehler angesehen werden. Das sei nun mal so.

„Ja, und genau mit diesem Das-ist-nun-mal-so können sich viele Studenten heute nicht mehr abfinden.“

Ob sie etwa denen, die auf der Straße randalieren, das Wort reden wolle. Eigentlich wollte sie das nicht, aber erst recht nicht wollte sie länger über dieses Thema sprechen.

„Morgen fängt die Kar-Woche an. An Ostern mag ich gar nicht denken.“

## Beelzebub und der Teufel

### a) Hochzeit halten

Die Hälfte der Anwesenden lachte spontan, und die andere Hälfte lachte mit, angesteckt oder aus Höflichkeit.

Der Redner nutzte die kurze Pause zu einer kleinen, verschmitzten Verbeugung nach allen Seiten. Arglos. Nicht ohne Eitelkeit, aber trotzdem war es ihm wichtiger, die Gäste zu unterhalten, gepaart mit etwas Besinnlichkeit natürlich, als sich zur Schau zu stellen. Er brauchte es nicht darauf anzulegen zu gefallen, denn er konnte sich des Wohlwollens aller ohnehin sicher sein. Das vereinfachte die Sache angenehm.

„Sehen Sie, meine lieben Freunde, es war mir natürlich immer klar, dass Sylvia einer Tages heiraten würde – wir sind eine altmodische Familie.

Ja, Sie lachen. Warum lachen Sie?

Ich weiß, dass die Ehe heutzutage durchaus nicht mehr das ist, was junge Leute in dem Maße anstreben, wie wir es damals taten. Sicher, auch wir sahen zu, dass wir uns – wie man es nannte – die Hörner abstießen, aber es stand doch außer Zweifel, dass wir eine Familie gründen und Kinder erziehen wollten. Nun, erziehen will die heutige Jugend auch in hohem Maße, aber lieber ihre Eltern als ihre zukünftigen Kinder.“

Kurze Lachpause.

„Bitte, ich will das nicht lächerlich machen. Wahrscheinlich ist das ein durchaus notwendiger Prozess. Ich spreche diejenigen unter Ihnen an, die zu meiner Generation zählen: Seien wir ehrlich, haben wir nicht alle von unseren Kindern gelernt? Haben wir nicht alle gelernt von ihrer Kritik, von ihrem Gefühl für Gerechtigkeit und immaterielle Werte?

Sie haben uns etwas gezeigt, was wir während der schweren Jahre des Aufbaus – notgedrungen – verlernt haben: zu leben. Nicht nur für den Fortschritt, sondern



für ein Dasein in einer lebenswerten Umwelt. Meinem Gefühl nach sind einige von ihnen, bitte, zu unüberlegt, zu radikal vorgegangen. Trotzdem ist die Idee richtig. Wir stehen an der Schwelle zum vorletzten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Man muss – jetzt und hier – bereit sein, auch für die Zukunft einzustehen.

Die Ehe ist ein Versprechen fürs Leben. Das heißt viel. Denn da kann viel passieren. Auch an Versuchungen.

Wenn ich von Sylvias Reizen sprechen würde, könnten Sie mich als Vater für voreingenommen halten – die Attraktivität meines Schwiegersohnes kann ich, denke ich, unvoreingenommen beurteilen.

Aber das ist nicht das, worauf es ankommt.

Ich glaube, dass ich beide – inzwischen auch Andreas – sehr gut kenne. Und ich habe das Vertrauen in sie, dass sie es miteinander schaffen werden. Das heißt viel. Es erfordert reife Menschen, die verzichten und verzeihen können. Zurückstecken und Rücksicht nehmen. Ich bin fest davon überzeugt, dass Sylvia und Andreas solche Menschen sind. Eine Ehe einzugehen, erfordert Verantwortungsbewusstsein. Ich akzeptiere es, wenn junge Menschen in unserer von Unsicherheit gekennzeichneten Situation diese Verantwortung nicht auf sich nehmen wollen – und doch gebe ich zu: ich bin stolz auf Sylvia und Andreas, dass sie es tun.

Sicher sagen immer noch manche ihrer Freunde: Liebe ja, Ehe nein. Das heißt: Spaß ja, Verantwortung nein. Bitte, solange die Frau bereit ist, das mit zu machen ..."

Die Art, wie er das sagte, forderte wieder ein paar – vorwiegend männliche – Lacher heraus.

„Trotzdem. Ich bin froh über diese Ehe. Ich bin froh, dass wir eine so stimmungsvolle Trauung miterleben durften. Herr Pfarrer, dafür Ihnen ganz besonders herzlichen Dank – und ich bin froh, das unser Brautpaar die Ehe wirklich als Sakrament sieht und nicht als Versuchsballon.

Darüber hinaus bin ich sicher, meine Damen und Herren, dass Sie es einem konservativen Mann wie mir verzeihen, wenn er sich auf weitere Enkel freut. Unsere Familie hat eine gewisse Tradition – befürchten Sie nichts, ich bin weit entfernt, Sie mit Stammbäumen und Historie zu langweilen – trotzdem möchte ich sagen, dass ich mich freue, mit dem heutigen Tag in Andreas einen ganz neuen Typus in unserer Familie willkommen zu heißen, jemanden, der nicht viel nach Althergebrachtem fragt, sondern die Ärmel hochkrepelt, und ich freue mich auch, Sylvia in seiner Familie genauso herzlich aufgenommen zu wissen.

Was unsere ‚Sippe‘ angeht, so tut ihr ein bisschen kräftiges Blut sehr gut. Nein, nein, missverstehen Sie mich nicht, so degeneriert sind wir nun auch wieder nicht. Aber nachdem ich immer – na ja, vielleicht nicht das schwarze, aber das graue Schaf der Familie war, – oh doch, doch, Charlotte, gerade du solltest kein so entrüstetes Gesicht machen, also, nachdem ich so lange als ein bisschen ‚erstaunlich‘ galt, freue ich mich ganz besonders darüber, einen Mann zum Schwiegersohn zu bekommen, der uns alle sicher noch in Erstaunen versetzen wird.“

Er hatte so akzentuiert, dass die Gesellschaft klatschen musste.

Er nahm sein Glas auf, prostete Andreas zu, verbindlich, unnahbar – ein Stich ge-

gen Andreas und seine Familie, ein Stich gegen die eigene Familie – zufrieden, ein bisschen spöttisch, sehr verträglich.

„Sehen Sie, liebe Freunde, ich glaube an die Ehe. Ja. Wirklich. Ich scheue mich nicht, das zu sagen. Als vor über zehn Jahren alle vermeintlich fortschrittlichen Menschen sie für tot erklärten und den Gruppensex als die einzige Lebensform proklamieren wollten, bis auch der letzte Hinterwäldler glaubte, ein kurzes Glück per Kontaktanzeige finden zu müssen, da dachte ich still bei mir: Wartet nur ab. Allmählich geriet der kecke Spruch ‚Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment‘ erst ins Abseits und dann auf den Abfallhaufen der Geschichte, genau wie die antiautoritären Kinderläden. Der gesunde Menschenverstand trat seinen Weg durch die Institutionen an und heute sitzt er wieder in der Chef-Etage.

Meine Frau – und ich muss das einmal erwähnen – hat mir in einer inzwischen fast vierzigjährigen Ehe bewiesen, dass man selbst einen Mann als Partner ertragen kann, dem schon seine Lehrer ins Schulzeugnis geschrieben haben, dass seine zu ausgeprägte Kontaktfreudigkeit ihn an der nötigen Konzentration hindert.“  
Lachpause.

„Bei aller Freude, meine Damen und Herren, den ich an meinem Beruf und an meinem Leben habe, habe ich mich trotzdem immer auf meine Frau ‚konzentriert‘. Das ist nicht mein, sondern ihr Verdienst. Und deshalb lassen Sie mich mein Glas erheben auf meine Frau, Andreas!, auf deine Frau, auf all unsere Frauen, die uns Männer, die wir uns so leicht ablenken lassen, immer wieder zurückführen auf das Wesentliche: auf Sie, meine Damen!“

Lachen, Gläser, Lippen.

Der Wein fließt und spült Empfindungen: auf – ab.

Wie schön sie sind: frisiert, gekleidet. Die Gesichter entspannt in einer gelassenen, keiner törichten Heiterkeit. Er spricht. Er spricht sie an. Sie fühlen sich gemeint. Und noch ihr Widerspruch bewundert ihn.

„Wissen Sie, liebe Freunde, wir waren nie ‚Avant Garde‘. Wir waren immer darauf aus, auf eine vernünftige Art Fortschritte zu erzielen. So hat die Familie, zu der ich gehöre, nie Sensationen gemacht, aber sich stetig weiterentwickelt.

Und das, Andreas, ist es, was ich dir wünsche: diesen Sinn für eine vernünftige Weiterentwicklung, auch in einer Zeit, die der vorübergehenden Sensation so viel, ich würde sagen: zu viel Bedeutung beimisst.

Euch wird nichts erspart bleiben. Warum auch? Aber ich kenne euch gut genug, um zu wissen, dass ihr es zusammen schaffen könnt. Ihr habt Ideen und Verantwortungsbewusstsein, und ich bin sicher, dass, wenn ich euch eine erfüllte Zukunft wünsche, ich etwas anspreche, was erarbeitet werden muss, aber was erreichbar ist. Ich möchte die Eltern meines Schwiegersohnes zu ihrem Sohn beglückwünschen – und natürlich zu meiner Tochter. Ich möchte meine Frau und mich zu unseren Kindern beglückwünschen, und ich möchte Ihnen allen, die Sie gekommen sind, an unserer Freude teil zu haben, danken für Ihre Anwesenheit und – mehr! – für Ihre Zuneigung!“

## Ein Eremit

Nachtluft. Frösteln zwischen den Sträuchern, zwischen den Beinen. Etwas, das eingefroren ist, etwas, das sich nicht mehr rührt und erstarren wird. Es stimmt nicht mehr. Wahrscheinlich hat es nie gestimmt. Der Schlafsack, der Unterschlupf, die anderen, rechts und links, kein Unterschlupf mehr. Irgendwann werden die Vögel anfangen. Das wird unerträglich sein. Die Sonne wird aufgehen, das Licht wird lärmern: Tag

Auf dem Boden hocken, an die Wand gelehnt, die Zeichnungen ausgebreitet. Warten, Träumen. Gesichter, Beine, Autos: ein Vorbeigleiten. Beine, Autos, Gesichter: ein Vorüberziehen. Autos, Gesichter, Beine. Ein Stehenbleiben, endlich ein Fragen und irgendwann vielleicht ein Käufer. Der Zwang, lebendig zu werden.

Ein Lächeln tauschen, eine Ware.

Autos, Himmel, Gesichter, Himmel, Beine, Himmel. Sonne und Wolken. Regen. Ein Unterschlupf. Manchmal Hunger, meistens. Gemeinschaft der Hungrigen. Zusammengehörig, austauschbar, eins. BRDDR, Bindung und dadurch Hilfe. Nur dadurch. Nur der Rhythmus der Stimmen und Gitarren. Musik und Coca Cola. Anpassung und Norm: auch hier. Das dumpfe Gefühl: so geht es nicht weiter. Das Glück erkannt und dadurch verloren. Die beschränkte Harmonie der Herde eingeübt.

Bedauern? Eigentlich nicht. Unruhe? Ja, Unruhe. Etwas muss anders werden.

Heute vielleicht, oder morgen, oder vielleicht erst im nächsten Jahr. Etwas hat sich verändert. Etwas muss sich verändern. Die Bilder stimmen nicht mehr.

Der Standpunkt stimmt nicht mehr. Der geänderte Blickwinkel macht alles verkehrt. Der Versuch, selbständig zu sein, schließt aus. Eingebettet in die Blätter, die ein anderer vollgekritzelt haben könnte. Wertlos, bezuglos – aus.

Zurück? Aufgeben? Aufgeben wahrscheinlich, aber nicht zurück. Vorwärts. Kämpfen. Nicht mehr gegen etwas, sondern für etwas anderes. In mir. Ein innerer Kampf, und dann vielleicht ein äußerer. Es wird Tag. Es wird Zeit. Es wird etwas passieren. Ich schreibe diesen Bericht also tatsächlich. Ich habe mich hingesezt, hier in diesen Herbstgarten, zu den bedeutungslos bunten Blumenbeeten, kurzes, zähes, dichtgepflanztes Zeug in den unbeholfenen Anlagen dieser thüringischen Kleinstadt, und ich bringe die Buchstaben zu Papier, die nun vor mir auf dem Bogen, zu Worten gestaffelt, dasselbe ausdrücken sollen, ein Versuch, was in Linien und Schattierungen mein Gesicht sagt, was hinter meiner Stirn als reißennder Gedankensturz so unermüdlich gearbeitet hat, bis es mein Gesicht durchfurcht, meine Stimme ausgewaschen und meinen Blick weggespült hat.

Wasser gegen Granit. Ein Wildbach zwischen Felsen, unterhalb meiner Grotte. Wie das Wasser brodelt und rauscht im Fallen! Wie es zu Tal donnert, gurgelt, tost und weiterrast, irgendwohin, wo es verschmelzen wird mit anderen Strömen und zur Ruhe kommen muss. Muss es? Wann und wo?

Niemals – und auch dann nicht. Nirgends – und auch dort nicht.

Doch ich täusche mich wohl. Mein Gesicht ist zwar geschliffen, meine Stimme ist zwar geprägt, mein

Blick ist zwar gefeilt, aber das Relief ist nicht zu entziffern. Freispruch.

Natürlich gab es Freispruch. Etwas ist zerbrochen. Etwas wird nie zerbrechen. Ich will keinen Rat. Denn ich will keine Änderung. Alles, was mein Leben ausmacht, müsste sich gleichzeitig auch ändern, blasser, unbedeutender werden. Die innere Spannung würde erschlaffen zu einem Leben, das nur Bequemlichkeit und nicht

Erfahrung sucht. Ich wäre freundlicher, ausgeglichener. Es gäbe nicht die atemlosen Augenblicke, die sich auf Unwägbares gründen: auf Konturen, Bewegungen, Hoffnungen. Das Verschwiegene durchdringen und, wenn überhaupt, mit den wenigen teilen.

Gemeinschaft der Gläubigen. Gemeinschaft der Wissenden. Nein, ich will keine Hilfe. Ich müsste auf zu vieles verzichten, um noch zurück zu können.

Ich möchte meine Berechtigung, mehr nicht.

Keinen Arzt, keinen Psychiater, keinen Pfarrer.

Keinen Wandel.

Ich nehme mich an.

Es war Morgen geworden. Die Vögel hatten ihr schrilles Gekreisch auf ein erträgliches Maß gedämpft. Einige von uns hatten sich schon gewaschen, notdürftig, alles war notdürftig, eine einzige wochenlange Notdurft. Von den Schlafpritschen und Waschräumen in den Jugendherbergen bis zu den Übernachtungen im Freien: Open Air, aber nicht für drei Tenöre, sondern für dreizehn Schnarcher zum Sleep-in, Woodstock für ganz, ganz Arme, neunundzwanzig Jahre danach. Früher gab es die FDJ-Heime, aber das haben die wenigsten von uns noch mitmachen müssen, und was unsere Eltern uns darüber erzählt haben, war nervtötend, egal, ob sie es gemocht haben oder nicht.

Aber – ‚Wer jung ist, fragt nicht viel‘, behaupten die Greise und meinen damit anerkennend ihre eigene Anspruchslosigkeit von früher. Sonst soll man als ‚junger Mensch‘ natürlich viel fragen (nicht nach Designer-Klamotten, aber nach Lebensinhalten), vor allem lauter Fragen, die mit Ja zu beantworten sind: Stehst du zu unserer freiheitlich demokratischen Rechtsordnung? Willst du Ausländer integrieren? Und dich selbst? Da ist es dann auch nicht mehr weit zu solch intimen Bekenntnissen wie: Ich bin für Gerechtigkeit.

Ich bin dafür, dass Einsatz sich lohnt. Ich verlange, dass alle Arbeit haben.

– Als ich neun war, verschwanden die entsprechenden Spruchbänder mit weißer Schrift auf rotem Grund von den Straßen und Hauswänden unserer Republik, und ein drei viertel Jahr später verschwand die Republik selber. Erst kommt die Idee, dann kommt die Action – das gilt für den Anfang, aber fürs Ende gilt es auch. War mein Ende gekommen? Aufgebrochen, ausgebrochen war ich aus der verzärtelten Drangsalierung einer bemühten Kleinbürger-Familie, mit hochgerecktem Hals war ich losgezogen und würde am liebsten mit gesenktem Kopf in die verhasste Eingebundenheit der Kleinstadt zurückkehren, mich an den frisch gestrichenen Fensterläden freuen, den Blumenkästen, den Neuigkeiten, die immer nur in der Zeitung stehen. Als meine Eltern zum ersten Mal Kohl wählen durften, war ich zehn. Sie kamen genauso zufrieden zurück von ihrer Verrichtung wie früher, als sie noch Honecker zu wählen hatten.

Aber dass jetzt alles besser werden würde, war keine Frage, für Kind nicht und für Greis nicht. Die Häuser wurden weiß getüncht, die Dächer neu gedeckt, wir bekamen Fenster, durch die es nicht zog, und es hörte auf, nach dem Sprit der Trabis zu stinken. Es gab Werbeplakate, Neon-Beleuchtung und lauter glattpapierene Zeitschriften am Kiosk. Außerdem hatte mein Vater viel mehr Zeit für mich, weil er im Handumdrehen arbeitslos war, dafür verdiente meine Mutter das Doppelte von früher. Es gab nichts, das mir nicht gefiel. Ich mochte alles. Aber das blieb nicht so. Nur, dass ich noch nicht wusste, dass das nie so

bleibt. Mein Vater nutzte seine Freizeit dazu, meine zu beschränken, immer mehr. Zum Schluss konnte ich gar nichts mehr ertragen, nicht die rausgeputzten Häuser, nicht die umgeschulten Lehrer und mich selbst am allerwenigsten. Durchfall: Du musst es anhalten, unbedingt, aber du weißt, es schwitzt sich nicht weg. Irgendwann kommt es raus. Meine Eltern fanden es ganz in Ordnung, dass ich weg wollte. Wahrscheinlich dachten sie über mich dasselbe wie ich: alles ist besser als das, was jetzt ist. Wenn ich in einem italienischen Nest meine ersten Spaghetti hingeschoben bekommen hätte, wäre ich bestimmt auf dem nächsten Muli nach Rom geritten, und wenn ich in einem dieser Suburbs in Pennsylvania das Licht der Welt hätte erblicken müssen, wäre ich nach New York getrampt. So musste eben Berlin dran glauben. Berlin, wo alles aufgehört hatte aufzuhören, wo alles angefangen hatte anzufangen und wo nichts fertig war, am allerwenigsten ich. Leute, denen es genauso geht wie dir, findest du schnell. Leute, die so denken wie du – das ist schon schwieriger, alle glauben ja immer das sei dasselbe: so, wie es mir geht, so bin ich. Aber Leute, die so fühlen wie du – das kannst du vergessen.

Einige hatten die Schlafsäcke schon zusammengerollt. Die Stelle im Park, die wir uns als Quartier beschlagnahmt hatten, sah ziemlich wüst aus. Umweltbewusstsein findet mehr im Kopf statt. Das darf man nicht so eng sehen wie die Spießer, für die man Papierkörbe in die Landschaft gerammt hat. Ein Mädchen im langen Rock, die einzige ohne Jeans, sammelt Papier und Blechdosen zusammen. Also doch.

„Ich komm nicht mit“, sagte ich.

„Warum nicht?“ „Was willst du denn machen?“

„Ich weiß nicht. Ich muss mal allein sein.“

„Stinken wir dir?“ „Hast du was Besseres?“ „Du hast doch nicht Heimweh?“

„Willst du etwa nicht mit auf die Love Parade?“

„Doch, klar. Dann sehen wir uns ja da.“

„Einer unter Hunderttausend. Zu erkennen an seinem Heiligenschein.“

„Na ja, sonst eben am Abend. Hier.“

„Grand Hotel Friedrichshain.“

Legal, Illegal, Scheißegal. Lachen und die erste Zigarette.

Aufbruch unter den Eichen. Weg, bevor die Polizei kommt. Oder die Jogger, die sind ja noch schlimmer. Ich ging in die Knie und halste mir meinen Rucksack auf. Wir trotteten noch ein Stück zusammen, dann trennte ich mich von den anderen, ich lief zum Alexanderplatz („Alex“) und fuhr mit der S-Bahn zum Zoologischen Garten (Zoo).

Ich verstaute meinen Rucksack in einem Schließfach und war frei. Keine Bürde, keine Genossen, kein Geld. Ohne Plan fuhr ich zurück zum Alexanderplatz. Am Ausgangspunkt. Ich stand mitten in der Bahnhofshalle.

Es war acht Uhr morgens. Wenige Menschen kamen aus unterschiedlichen Richtungen und gingen in unterschiedliche Richtungen. Eine geschäftige, zielsichere Bewegung, an der ich keinen Anteil hatte. Der Zeitungsstand, der Lebensmittelstand. Gruppen von Menschen, die wussten, wohin sie fahren wollten, wann ihr Zug ging, ihr Anschluss.



Und plötzlich stand ich da und wusste nicht weiter. Vor mir dehnte sich endlos der Tag, uferlos, beängstigend. Keine Einteilung in Essen, Arbeiten, Essen, Arbeiten, Essen, Feierabend. Kein Durcharbeiten, kein Durchfaulenzen. Keine Verantwortung, der man sich durch Verantwortungslosigkeit entziehen konnte. Keine Aufgabe, keine noch so geringe, der zu stellen sich lohnte.

Eine nagende Unruhe befiel mich. Es war nur ein vages Gefühl von Hoffnungslosigkeit in diesem Mischmasch aus Menschen, doch es wuchs an und wurde furchterregend, eine Bedrohung. Ich muss mich um etwas kümmern. Geld zum Beispiel. Ich wühlte in meinen Taschen. Eine sinnlose Beschäftigung. Ich wusste, dass ich noch vierundsiebzig Mark fünfundsechzig hatte. Das Zählen änderte nichts, auch nicht an meinem Zustand.

Platzangst unter so vielen Menschen, unter dem Eisendach dieser mächtigen Halle. Einsturzgefahr: meiner Beherrschung, meiner Welt. Ich lief hinaus auf die Straße: Draußen schoss der Verkehr vorbei. Lastwagen, Busse, Taxen. Zum Vergnügen, zur Tätigkeit. Ein knatterndes Sausen in beide Richtungen, von den Ampeln in regelmäßige Stücke zerhackt. Stocken, Stauen, ein neuer Anlauf, aufheulend, vorpreschend. Fußgänger: Stoßtrupps zwischen Autos, die durch Feindesland zum nächsten Gehweg überwechseln. Ein blickloses Gerenne und Gerempel. Kurz vor zehn.

In Gesichter sehen, Menschen nicht als Masse empfinden, das ist sonst so halsabschnürend. Die Bewegung anhalten oder ihr entfliehen. Ich spürte mein Herz, meine Beine, meinen Kopf. Ein bedrohliches Gefühl, da zu sein und nicht zu wissen, wofür. Nicht rumstehen können, auch nicht rumsitzen oder rumgehen oder rumliegen können. Nichts können.

Diese bohrende Unruhe.

Ich ging durch die Unterführung, sah die Werbeplakate, Citizen-Uhren, Jesus-Jeans, die Schaufenster, die Frauen, die Männer. Nichts konnte meinen Herzschlag dämpfen. Die Schritte trugen mich, einfach weiter.

Die Rolltreppe schob mich auf die Straße und lieferte mich an der Fußgängerzone ab. Die Geschäfte waren schon geöffnet, aber die Schaufenster noch leblos. Eine aufgelockerte Öde aus genormten Pflastersteinen, genormten Blumenkästen mit einheitlich Buntem, genormte Kugellampen aus Rauchglas auf dekorativen Eisenelementen. Genormte Sitzbänke, leer, Vitrinen eingestreut, voll. In regelmäßigen Abständen ein frisch gepflanzter Baum, trostlos klein und dürr. Zu beiden Seiten die Glasfront der Schaufenster, beides abweisend: Schmutz und Blicke. Gegen elf würde das anders werden. Da würde hier eine Art von Lebendigkeit entstehen. Die Waren in den Schaufenstern und Vitrinen würden aufblühen, weil sie angestrahlt und angesehen werden. Menschen würden kommen und kaufen. Kramen und kauen. An den Würstchenstand gelehnt, redend. In Körben mit Billigangeboten vor den Ladentüren wühlen. Normalität. Deren Normalität. Dann würden auch sie wieder da sein, ihr Tuch auf den Boden breiten und sich auf Klappstühle setzen oder auf die Einfassung des Brunnens, und sie würden die Waren ausbreiten – geflochtene Schmuckstücke, Holzfiguren, Zeichnungen: unwitzige Karikaturen und unähnliche Schemenschnitte. Ein paar würden mit bunter Kreide die Gehwegplatten zumalen. Passanten machen ehrfürchtige Bögen, aber nicht unbedingt eine Mark locker, und einige würden Instrumente spielen: Mundharmonika, Banjo, Geige. Singen



und den Hut rumreichen. Auf dem Bahnsteig die Obdachlosen-Zeitung verkaufen, auf dem Strich sich selbst.

Eine Aufgabe, ein Ziel.

Warum bin ich nicht wie sie und werde nie so sein, obwohl ich alles versucht habe, alles. Alles? Egal.

Wichtig ist nur, diese fiebrige Unruhe los zu werden, dieses grauenhafte, zuckende Stoßen im Leib, diesen zappelnden Fisch im Netz, was für ein Fisch, was für ein Netz, mein Herz hinter dem Gitter der Rippen, nein, nein, das nicht denken, nichts denken, gar nichts denken, oh Gott, nein! Doch etwas denken, etwas Schönes, etwas ganz Einfaches. Der Himmel ist ziemlich blau. Die Sonne steigt und wärmt. Es gibt Grünanlagen und Großstadt. Es ist später Frühsommer. Nur im Gras liegen oder ein gut gelauntes Gesicht machen und ein Bild verkaufen, jemandem, der das Bild mag, jemandem, der mich mag. Eine Frau, die an ihren Sohn denkt, ein Mädchen, das Fernweh hat, ein Rentner, der Vorwand für ein Gespräch sucht. Eine Aufgabe, ein Ziel.

Warum dieses nervöse Zittern, die Ruhelosigkeit, die Angst, die mich treibt, die mich nicht still sitzen lässt, keine ruhig Minute, gejagt, gehetzt – grundlos, ein würgender, unterdrückter Schrei, ein Aufscheuern der Seele. Ich möchte mich auf eine Bank setzen, tue es auch, aber kann nicht bleiben, rasende Lähmung, dab-dab-dadada-dab, dab-dab-dadada-dab, hilft das oder macht es mich total wahnsinnig, dab-dabdadada- dab, ich halte mich fest an diesem Rhythmus wie an einem Seil, aber es nutzt nichts, etwas treibt mich, zwingt mich in Bewegung, weil Stillstand unerträglich ist, alles ist unerträglich, und dass ich nicht weiß, weshalb, macht es noch unerträglicher.

Ich versuche zu denken, aber die Gedanken irren flackerhaft herum. Ich versuche, mich zu entspannen, aber die Verkrampfung würgt mir die Luft ab. Ich atme gepresst, ich hechle, stolpere. Ein aussichtsloser Zustand, flatternde, peinigende Rastlosigkeit. Wie schön wäre es, ohnmächtig zu werden vor Angst oder Schwäche. Schmerzen, das wäre etwas, um sich darauf zu konzentrieren. Ein Jucken, um sich zu kratzen. Trauer, um zu weinen, doch nur diese flimmernde, kreisende Bewegung, ein erbarmungsloses Weiterhetzen, vom Endanfang zum Anfangsende und zurück, neineinein, das ist ja bloß in meinem Kopf.

Etwas essen, etwas trinken: Tee, keinen Kaffee wie sonst. Ich fühle, dass meine Hand zittert, aber ich sehe, dass sie ganz ruhig die Münzen hinlegt und das Brötchen nimmt. Meine Augen taugen nichts, meine Beine auch nicht, aber sie tragen mich wie abgerichtete Kamele durch die Wüste eines Kaufhauses, an Ständen vorbei, Oasen des Teints und der Spannkraft im Haar, Lippenstifte, Puderdosen, Wimperntusche im Vorüberzittern, hier halt ich es nicht aus.

Auf einem Zementblock sitzen, solange es geht, dann zwanghaft davon, weil es nicht mehr geht. Drei Worte zu einer Frau am Schaufenster, Ansprache, Du-sprache, Erwiderung, doch nicht genug. Der Versuch, sich wieder anzuschleichen, zum Scheitern verurteilt. Busse stinken vorbei, Motorräder preschen hornissenhaft durch Lücken. Kinder werden gezerrt. Vor ein Auto springen. Die Bewegung stoppen, quietschende Bremsen, Blaulicht. Vielleicht wäre das eine Lösung. Ruhig, ruhig. Ich werde jetzt zählen, ganz langsam: eins, zwei, drei. Die Sonne steigt und stellt sich an den höchsten Punkt des Himmels.

Die Strahlen knallen senkrecht auf Asphalt. Das heiße Leuchten, Schweiß und rot gedunsene Gesichter, Öl- und Frittengestank, nur weiterzählen, weiter: vier, fünf, sechs. Im Schnapsgeschäft, der billigste Fusel, nur irgendwas zum Runterspülen, ganz egal. Die Hitze beginnt zu schwanken, die Menschen tanzen auf der Straße Karussell. Betäubung setzt ein, quälend allmählich nur. Die gehetzte Uferlosigkeit verliert nur schleichend ihre Schrecken. Das Rasen ruht nicht, aber es ermüdet. Gras suchen, vielleicht schlafen, lieber sterben. Weg sein vor sich selbst. Ein Stück Grünfläche zwischen Kinderwagen. Ein Strauch, ein Baum.

Der Boden ist kühl, der Lärm tobt etwas ferner. Das Toben innen schwingt in pendelnde Bewegung ein. Erstes Anzeichen mildtätiger Gleichgültigkeit, ein friedliches Nichtwissenwollen sinkt aus den Kastanienblättern. Sonnenlicht blinkt durch die Zwischenräume. Lichter tänzeln wogend in den Zweigen. Das Hetzen lässt ein kleines bisschen Freiraum, in den Ruhe dringen kann. Lichter tänzeln wogend in den Zweigen. Die Augen schließen – öffnen. Lichter tänzeln wogend in den Zweigen. Die Augen schließen – öffnen, Lichter tänzeln, Lichter, Liiicchtteerr ...